

# Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **47 (1967-1968)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# BÜCHER

## «DASS FAST ALLES ANDERS IST»

### *Notizen beim Lesen*

Daß alles fließt und wir nicht zweimal in den gleichen Fluß steigen, ist eine uralte Weisheit. Die Zeiten ändern sich, wir ändern uns mit ihnen, Veränderung ist der Welt Lauf. Beides ist zu beobachten: daß Menschen sich in Verhältnissen nicht zu rechtfinden, die ihrem Wirklichkeitsverständnis nicht mehr entsprechen, oder daß sich das Bewußtsein gewandelt hat, so daß die *conditio humana* in einem neuen Licht erscheint, in einer ungewohnten und befremdlichen Optik. Wir sehen anders, wir nehmen Umstände und Tatsachen wahr, die man früher übersah und wohl auch übersehen konnte. Veränderung ist ein großes Thema der Literatur, nicht erst heute. Es hat Zeiten gegeben, in denen sie von den Schriftstellern herbeigesehnt, vorbereitet, vorangetrieben wurde. Und es gab Epochen, in denen die Rückschau, die Suche nach der verlorenen Zeit, das literarische Schaffen bestimmte. Die Spannung zwischen Dauer und Wechsel ist von der Art, daß sie kaum je ein gesichertes Gleichgewicht ermöglicht.

Heute sind die Schriftsteller, von eigenwilligen Ausnahmen abgesehen, nicht auf der Suche nach diesem Gleichgewicht. Der Gegenwart, ja der Zukunft Worte und Wendungen abzulauschen, eine neue Sprache und neue Bilder für sie zu finden, nämlich die wahren, unverfälschten und von Schlacken des Vergangenen freien, ist ihr schwieriges Geschäft. Es kann für sie nicht darum gehen, in den Erfahrungen der Gegenwart die alten Muster zu erkennen und das Unvertraute auf Bekanntes zu beziehen. Der Vorstoß zu den Quellen, nicht anders als im Sturm und Drang oder zu Beginn des literarischen Naturalismus, ist zugleich eine Abkehr von dem, was Max Frisch eine «ästhetische Kultur» nennt: Form, Schönheit, Kunst sind in ihr erstarrt.

*Ludwig Hohl* legt eben jetzt neue Aufzeichnungen, Betrachtungen und kurze Erzählungen vor, die als Annäherung an das Unverhüllte (dies die wörtliche Übersetzung des griechischen «aletheia»/Wahrheit) zu verstehen sind<sup>1</sup>. Dabei wird sichtbar, «daß fast alles anders ist». Ein Mosaik aus Beobachtungen und Reflexionen hält den Leser gefangen, Träume, Vermutungen und aphoristisch formulierte Erkenntnisse sind abgelöst durch Geschichten wie die von dem Mann, den «Vernunft und Güte» weit aus der Bahn bis in den brasilianischen Urwald führen. Veränderung ist das Thema eigentlich aller dieser Tangenten an eine neue Realität, und einmal, in dem Stück «Von den hereinbrechenden Rändern», lesen wir: «Die Mitte hat keine Kraft, sich zu erneuern; das menschliche Entdecken schreitet nicht so vor, daß man vom Allgemeinen, dem von allen Gesehenen, «Wichtigen» aus endlich zu den Randbereichen, den Nuancen gelangte, wo dann allmählich Verblässen und Auslöschen einträte; sondern umgekehrt: zuerst wird ein Neues gesehen in den Randbezirken, an den zerfasernden Orten der Nebenerscheinungen (einem niedlichen Dingelchen etwa, wie das Meer sie anschwemmt, kaum zu etwas gut, als daß die Kindlein damit spielen, Bernstein, von den Griechen Elektron genannt), des Subtilen, der unmerklichen Spannungen, des fast Unsichtbaren . . . , dort, wo der allgemeinen Meinung nach nur die «unpraktischen» und nebenhinausgeratene Fachleute (wie z. B. Thales, als er sich mit der erwähnten farbigen Versteinerung abgab) sich beschäftigen können. Und dann . . . langsamer oder rascher, oft unmerklich und bisweilen auch in einem gewaltigen Ruck, schieben sich diese Nuancen-Entdeckungen in den Tag hinein, mehr und mehr der Mitte zu, beherrschen end-

lich die Welt.» Dazu könnte ich zwei weitere Stellen anführen: «Nicht vom Zentrum aus geschieht die Entwicklung, die Ränder brechen herein», und «wenn die Ränder hereinbrechen, dann erlebt der Mensch das Reale.»

Was besagt das? Dem Phänomen der Veränderung — Hohl spricht von Entwicklung und von Entdeckungen — sind wir nahe in den Erscheinungen am Rande; was bizarr, ausgefallen, verspielt ist und was der Norm widerspricht, hat die Würde des Zukünftigen. Wir werden vorsichtiger sagen: es kann sie haben. Aber die Mitte hat nicht die Kraft, sich zu erneuern. Sie will die Mitte bleiben, und daher wehrt sie sich gegen das, was von den Rändern hereinbricht. Denn der «Anstoß», der von dort her erfolgt, ist ihr «anstößig». Die Doppelbedeutung dieses Begriffs ist sehr schön herausgearbeitet in einem der Aufsätze des Bandes «Übergänge» von Klaus Günther Just<sup>2</sup>. Ein Gelehrter, so lesen wir da, kann mit seinen Entdeckungen den Anstoß geben zum Aufbau neuer Wirtschaftszweige, ein Künstler mit seinen Werken Anstoß zu einem Wandel des Stils. Innerhalb der verschiedensten Bereiche des menschlichen Daseins können Anstöße erfolgen und die Epoche bestimmen: jeder Anstoß ist zugleich Chance oder Gefahr einer «zustandbrechenden» oder «zustandewandelnden» Kraft. Der Verfasser, Ordinarius für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum, legt in der Folge dar, daß den einzelnen, die Anstöße geben, die «kompakte Majorität» entgegenstehe, die «Anstoß nimmt». Veränderung und Erneuerung, die von den Rändern her eindringen, stoßen auf die Kräfte, die bewahren und erhalten. Just hält fest: «Man kann ohne Übertreibung sagen, daß jedes literarische Leben von diesem wechselseitigen und ununterbrochenen Anstoßnehmen und Anstoßgeben abhängt. Wo es nicht statthat, herrscht Stagnation. Das Schockiertsein des Autors durch das Vorhandensein von Tabus und das Schockiertsein des Lesers durch das Zerbrechen dieser Tabus durch den Autor: beides ist ein notwendiger

Bestandteil des geistigen Daseins schlechthin.»

Daß der Kritiker ständig der Gefahr ausgesetzt ist, in das Lager derjenigen abgedrängt zu werden, die Anstoß nehmen, ist leicht zu verstehen. Für ihn ist Veränderung allein keine Qualität, nur ein Vorgang, dessen Wert und Bedeutung erst noch zu prüfen bleiben. Er wird fragen, ob Erneuerung stattfindet, und er kann, selbst wenn er sich allen Erscheinungen offen hält, auf Prüfung und Wertung nicht verzichten. Gehört er darum zur Mitte, die keine Kraft hat, sich zu erneuern? Mir scheint, das sei der ernsthafteste Vorwurf, der gegen die Kritik erhoben werden kann. Weder ihre Subjektivität noch die Unsicherheiten ihrer Methoden fallen diesem Einwand gegenüber ins Gewicht. Um hier Klarheit zu schaffen, muß der Kritiker deutlich machen, daß sein Nein und sein Ja nicht im Namen einer erstarrten und der Erneuerung unfähigen «ästhetischen Kultur» ausgesprochen werden, sondern daß sie notwendig sind, obgleich oder gerade weil er bereit ist, auf das einzugehen, was von den Rändern hereinbricht. Nicht alles, was entsteht und neu ist, hat den Rang des Notwendigen und Wahren. Wer, auf seine Verantwortung hin, zu unterscheiden versucht, zu sichten und zu werten, wird scheitern, wenn er es aus einem Geist der Abwehr heraus tut; die genaue Kenntnis dieser Gefahr schützt uns nicht vor Irrtümern.

Aber es ist nun an der Zeit, Beispiele anzuführen. Man wird nicht sagen können, daß die Erzählungen, die Marie Luise Kaschnitz in dem Band *Ferngespräche* vereinigt hat, irgendwie exzentrisch seien: weder in ihrer gediegenen Sprache noch in ihrer Thematik nehmen sie Abstand von einem kultivierten Erzählstil, wie er uns als Erbe überliefert ist<sup>3</sup>. Aber das Unvorhergesehene, die Abweichung, ja die Verstörung ist das zentrale Motiv. Äußerlich ist, in den meisten dieser Geschichten, die gewohnte Welt intakt, und nur in seltsamen Vorgängen, in einer merkwürdigen Hinneigung zu Okkultem und Befremdlichem, wird spürbar, daß die gediegene

und kultivierte Welt der Veränderung ausgesetzt ist. Vielleicht «kommt es niemals so weit», wie eine der Geschichten schließt. Von der Frau eines Schriftstellers wird da gesagt, sie sei stark und könne auch leben, wenn es den Erzähler als Schriftsteller und sogar, wenn es überhaupt keine Schriftsteller, keine Maler und keine Komponisten mehr gebe. «Aber so weit ist es noch nicht und vielleicht kommt es niemals so weit.» Etwas wie Unentschlossenheit, wie ein Mangel an Bereitschaft, den letzten Schritt zu gehen, wird den Erzählungen manchmal zum Verhängnis. Sie geben wohl eine Ahnung von der Gefährdung des Daseins und von dem auch, was an den Rändern hereinbricht.

In einem Fall jedoch, in der den Band beschließenden *Schiffsgeschichte*, ist Marie Luise Kaschnitz ein beklemmendes, eindrückliches Gleichnis dafür gelungen, «daß fast alles anders ist». Es ist die beste Erzählung dieser Sammlung, diese Geschichte von Don Miguels Schwester Viola, deren vergilbende Briefe auf geheimnisvollen Wegen zu dem Zurückgebliebenen gelangen und von einem Schicksal zeugen, das so rätselhaft wie unheimlich anmutet. Viola berichtet davon, daß ihr Schiff nicht «Lutetia» heiße, daß es ganz anders sei, ihr aber von Tag zu Tag besser gefalle. Es gebe keine Einteilung in Klassen, dafür einen Bordphotographen, der von den Passagieren Bilder aufnehme, auf denen außer einem Stück Reling und einem Stück Himmel darüber nichts weiter zu sehen sei. Die Offiziere lassen sich nicht blicken, die Kalender zeigen einen lange vergangenen oder einen in weiter Ferne liegenden Tag, die Uhren werden unaufhörlich zurück- oder vorgestellt. Die Funkerkabine sei nicht besetzt, was merkwürdigerweise aber niemanden verwundere. Man kann keine Telegramme aufgeben. Hinter verschlossenen Türen zum Mannschaftsraum liest sich die Besatzung aus Dantes Göttlicher Komödie vor. Es ist ein Bild absurder Fremdheit, ein Bild von Tod und Untergang, dem das Schiff in seltsamer Verwirrung aller Ordnung zutreibt.

Bei Helmut Heißenbüttel gibt es keine

Metaphern und keine Bilder mehr. Denn die «Konstellationen», die Texte der Vertreter «konkreter» Poesie, exerzieren des Philosophen Ludwig Wittgenstein Forderung durch: Nichts zu sagen, als was sich sagen läßt. Die Sprache wird wie ein Zählrahmen gehandhabt, an dem man die roten und die blauen Kugeln verschiebt, symmetrische und asymmetrische Gebilde ausprobiert und gleichsam im Unwegsamen Markierungen hinterläßt. Es gehe, so wird interpretiert, um nichts geringeres als um den Versuch, «die veränderten Erfahrungen der zeitgenössischen Realität» ins Bewußtsein zu heben, und das geschieht gleichsam im naturwissenschaftlichen Experiment. Das kommentierende Zitat erscheint neben andern Äußerungen zu Heißenbüttels Texten in der Essaysammlung *Über moderne Literatur* von Paul Konrad Kurz, einem Buch, das «Standorte und Deutungen» zum modernen Roman, zur Kafka-Interpretation, zu Broch, Graß und Nelly Sachs und eben zu den «Skeletten des Sagbaren» vereinigt, die Helmut Heißenbüttel in seinen Texten vorlegt<sup>4</sup>. Um die systematische Erprobung des Sagbaren und des Unsagbaren geht es diesem Autor, um Ausbruch aus den Fesseln der Metapher und der sprachlichen Konventionen. P. K. Kurz erklärt, die Leistung von Autoren wie Heißenbüttel und Gomringer sei ein «formales Programm», darüber hinaus auch ein inhaltliches, doch finde «keine selbstverständliche Eingliederung in den Kosmos» statt. Von den Rändern her, von der Verabsolutierung der Sprache beispielsweise, wird hier Erneuerung angestrebt. Ein Anstoß also! Die Reaktionen auf Heißenbüttels «Montage-Effekte», die P. K. Kurz in seinem Aufsatz zum Teil im Wortlaut verzeichnet, machen deutlich, daß sich ein Teil der Kritik zur Wehr setzt. «Überschreitung der Grenze des Zumutbaren, Masche und nicht Stil, nichts anderes als intellektuelle pop-art»: das sind ein paar Formulierungen aus den angeführten Kritiken. Sie zeigen, daß «Anstoß genommen» wurde.

Gibt es Kriterien, die uns ermöglichen, in diesem Streit Stellung zu beziehen? Wir

zweifeln so wenig daran wie P. K. Kurz selbst, der Heißenbüttels Gedichten die Lyrik einer Nelly Sachs gegenüberstellt und dabei zum Schluß kommt, daß der Unterschied ein solcher des Gehaltes sei: auf der einen Seite Vielheit, Gnadenlosigkeit, auf der andern die Ausrichtung auf Ordnung, auf Sinn und Heil. «In der Welt der Nelly Sachs», präzisiert Kurz, «geschieht die Gnade. Und sie erweist ihre Mächtigkeit dadurch, daß sie Wirklichkeit verändert, verwandelt.»

Aber es ist gar kein Zweifel, daß solche Mächtigkeit auch ohne die hier gemeinte Gnade denkbar ist: Dichtung und Literatur, die wirklichkeitsverändernd eingreifen oder die sich die Erneuerung des Wirklichen zum Ziel setzen, können ihre verändernde Kraft auf das Politische und Soziale richten. Die Fachsprache hält zur Kennzeichnung literarischer Strömungen dieser Art das Adjektiv «progressiv» bereit: die Bewegung an sich, das Vorwärtsdrängen oder — da nicht klar genug Ziel und Richtung anvisiert sind — das Herausdrängen aus Zuständen, die der «konservative» Geist bewahren möchte, erhalten die Würde einer auf jeden Fall positiven Qualität. Veränderung steht im Kraftfeld dieser Art von Literaturbetrachtung höher im Kurs als Vollendung. Nicht daß ein Dauerndes im Wechsel geschaffen, sondern daß das Dauernde aufgelöst und dem Wechsel ausgesetzt werde, gilt als anzustrebendes Ziel. Durchaus folgerichtig rückt die Forderung nach Stil in den Hintergrund; denn Stil setzt «Welt» voraus, eine Einheit und Ordnung des Schauens, eine in sich ruhende Welt. Überblicken wir sie auch nur in den letzten vierzig oder fünfzig Jahren?

Die zwei Bände ausgewählter deutscher Geschichten, die Marcel Reich-Ranicki zusammengestellt hat, *Notwendige Geschichten (1933—1945)* und *Erfundene Wahrheit (seit 1945)*, zeigen jedenfalls eine Vielfalt von Versuchen, Ansätzen, Gestaltungen und erwogenen Möglichkeiten<sup>5</sup>. Gab es, um Ludwig Hohls Terminologie anzuwenden, überhaupt eine Mitte? Gab es nicht weit mehr «zerfasernde Orte

der Nebenerscheinungen» in diesen vierzig oder fünfzig Jahren? Der Eindruck wird verschärft durch den Umstand, daß ja die Tradition in der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts zerstört wurde. Veränderung und Neubeginn erscheinen hier weit weniger als Wellenbewegungen eines großen Stroms denn als kleinere oder größere Eruptionen. Die Frage ist nur, ob nicht den unzähligen «Nuancen-Entdeckungen» (Hohl), in denen sich die jüngste Geschichte der deutschen Literatur zu überbieten scheint, eine Phase der Konsolidierung bitter nötig wäre: eine Zeitspanne, in der es vorwiegend weniger um Veränderung und Progression als vielmehr um Sichtung und Ausmarchung dessen ginge, was da von den Rändern hereingebrochen ist. Vermutlich würde sich dabei zeigen, daß Gestalten wie Franz Kafka, Hermann Broch und Alfred Döblin nach wie vor die Pioniere sind, von deren Entdeckungen auch unsere jüngste Gegenwart noch zu zehren hat. So töricht es wäre, dem unablässigen Wandel des Lebens einen Riegel vorschieben zu wollen, so unvermeidlich scheint mir der Gedanke, den Döblin einmal, in den 1931 erschienenen Briefen mit dem Titel *Wissen und Verändern*, ausgesprochen hat, und zwar in der Auseinandersetzung um das Marx-Zitat, die Philosophen hätten die Welt nur verschieden interpretiert, es komme aber darauf an, sie zu verändern: «Es war der Fluch des durch Jahrhunderte von seinen Fürsten niedergehaltenen Deutschlands, nur im Betrachten zu existieren, im Auslegen fix und fertiger Zustände, auch nur in Gedanken sich aus seinem Gefängnis zu retten. Heute aber hat der Satz einen veränderten Beigeschmack. Es sieht so aus, als brauchen wir nicht zu erkennen. Denken ist überflüssig, man hat nur zu <verändern>. Ja, so ist es nicht gemeint. Es gibt ein Erkennen des Lebensnotwendigen und eine Diskussion darüber. Ich muß das ausdrücklich hier sagen ... Ich kann mir also vorstellen, daß jemand heute aufsteht, zum Beispiel ich, und meint: es wurde in den letzten Jahrzehnten enorm viel in der Welt verändert, beinah etwas zu

viel, die Dinge sind kolossal in Fluß geraten, es wäre einmal gar nicht schlecht, auch ein bißchen zu denken und vom Denken aus energisch die Veränderung zu kommandieren. Schließlich geschehen ja die Veränderungen durch uns, und wir sind, wenigstens nach der Ansicht der Zoologen, eine Art von Großhirntieren. Daß heute zuviel gedacht und erkannt wird, würde auch Karl Marx nicht behaupten. Viel geredet und gedruckt wird bestimmt, aber allemal weniger von heute als von gestern und vorgestern. Der schauerhaften Lobpreisung der Aktion muß nachgerade eine entschlossene Lobpreisung des Denkens entgegengesetzt werden. Dieses ist durchaus selber Aktion, schwere, seltene Aktion, wenn auch unsichtbare, und das Denken, ich meine das wirkliche, nicht das Träumen und Spekulieren, ist die alleinige und einzig lebende Wurzel jeder Veränderung, die uns angeht.»

Döblin sagt das mit Bezug auf politische Veränderungen. Es hat seine Gültigkeit auch in dem Bereich, von dem hier die Rede ist. Wer Döblins dichterisches Werk heute liest — in der Reihe der «Ausgewählten Werke» liegt soeben als Sonderband der Roman *Berlin Alexanderplatz* vor — wird zum Beispiel in dieser einen Leistung vorgebildet und vollendet vorfinden, was in sehr weiten Bereichen des Romans heute aufs neue versucht und ertastet wird<sup>6</sup>. Daß hier eine Tradition zerstört wurde, ist offensichtlich. Und nicht allein der Krieg und die Zerstörung der Literatur durch die Nazi Herrschaft in Deutschland haben dafür einzustehen, sondern auch jener hektische Ruf nach Veränderung, der sich

kaum noch dessen vergewissert, was ist, und der für unsere literarischen Zustände charakteristisch scheint. Denn die Frage stellt sich, ob nicht Autoren wie Döblin und Kafka, grundverschieden in ihrem künstlerischen Wollen, auch heute noch an «progressiver» Kraft, zu verändern und zu erneuern, die Versuche übertreffen, die sich dieses Ziel heute setzen. Auf sie zurückzugreifen, hieße dann in Wahrheit voranschreiten. Eine Neuausgabe der Werke Döblins zum Beispiel, wie sie der verstorbene Basler Literaturhistoriker *Adolf Muschg* in die Wege geleitet hat, ist nicht nur eine Rettung halbverschollenen Gutes, sondern deckt eine jener Wurzeln auf, aus der ein verändertes Bewußtsein seine Nahrung hat.

*Anton Krättli*

<sup>1</sup>Ludwig Hohl: Daß fast alles anders ist. Walter-Verlag, Olten 1967. <sup>2</sup>Klaus Günther Just: Übergänge. Probleme und Gestalten der Literatur. Francke-Verlag, Bern und München 1966. <sup>3</sup>Marie Luise Kaschnitz: Ferngespräche. Erzählungen. Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1966. <sup>4</sup>Paul Konrad Kurz: Über moderne Literatur. Standorte und Deutungen. Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1967. <sup>5</sup>Notwendige Geschichten 1933—1945; Erfundene Wahrheit. Deutsche Geschichten seit 1945. Beide Bände herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki. R. Piper & Co. Verlag, München 1967 und 1965. <sup>6</sup>Alfred Döblin: *Berlin Alexanderplatz*. Roman. Walter-Verlag AG, Olten 1961, als Sonderband 1967.